

Azad Cudi

Die Stille vor dem Schuss

Mein Leben als Sniper
im Kampf gegen den IS

*Aus dem Englischen von Gabriele Gockel
und Thomas Wollermann*

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»Long Shot. My Life As a Sniper in the Fight Against ISIS«
bei Weidenfeld & Nicolson.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.droemer.de



Deutsche Erstausgabe März 2019

© 2019 Azad Cudi

© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Übersetzer Gabriele Gockel und Thomas Wollermann

gehören dem Kollektiv Druck-Reif an.

Redaktion: Gisela Fichtl, München

Karten und Illustration: Orion Books,

adaptiert von le-text publishing services

Covergestaltung: Büro Jorge Schmidt

Coverabbildung: *Herdem blickt auf die Ruinen von Kobanê, Frühjahr 2015;*

© Gettyimages; BULENT KILIC / Staff

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-27770-6

*Für alle Märtyrer der Freiheit,
die vor uns kamen,
und für die Tausende,
die in Kobanê gefallen sind*

Inhalt

Vorbemerkung des Autors	9
Karten	11
1 Vor Sarrin im Süden Rojavas, <i>April 2015</i>	19
2 Kobanê, <i>Dezember 2013 bis April 2015</i>	33
3 Kobanê, <i>September 2014</i>	43
4 Großbritannien, Schweden, <i>2004–2013</i> Rojava, <i>September bis Dezember 2013</i>	55
5 Qamischli, <i>Dezember 2013 bis Juni 2014</i>	65
6 Kobanê, <i>September 2014</i>	75
7 Sardasht, <i>1983–1997</i>	85
8 Kobanê, <i>Oktober 2014</i>	99
9 Kobanê, <i>Oktober 2014</i>	113
10 Mahabad, <i>2002</i>	126
11 Kobanê, <i>November 2014</i>	134
12 Kobanê, <i>November 2014</i>	142
13 Vom Iran nach Europa, <i>2003–2004</i>	154
14 Kobanê, <i>November bis Dezember 2014</i>	165
15 Kobanê, <i>Dezember 2014</i>	179
16 Leeds, <i>2004–2011</i>	186

17	Kobanê, <i>Dezember 2014 bis Januar 2015</i>	198
18	Vor Kobanê, <i>Januar bis Februar 2015</i>	209
19	Südwestlich von Kobanê, <i>März 2015</i>	223
20	Zum Euphrat, <i>März bis April 2015</i>	234
21	Kobanê, <i>April bis Mai 2015</i>	245
22	Kobanê, <i>Mai bis Juni 2015</i>	252
23	Kobanê, <i>Juli 2015 bis April 2016</i>	260
24	Silêmanî, Frankfurt, Brüssel und Leeds, <i>2016–2018</i>	275
	Danksagung	285

Vorbemerkung des Autors

Mein Bericht über den Krieg gegen den IS in den Jahren 2013 bis 2016, insbesondere die fünf Monate des Widerstandskampfes in Kobanê von Ende 2014 bis Anfang 2015, beruht auf meinen persönlichen Erfahrungen. Nach den Kämpfen, an denen ich aktiv beteiligt war, lebte ich ein Jahr in Kobanê. Während dieser Zeit habe ich mir ausführliche Notizen gemacht. Außerdem habe ich Kameraden nach ihren Erinnerungen gefragt, habe Einblick in die Akten unserer Volksverteidigungseinheiten (YPG) einschließlich der Frauenkampffverbände (YPJ) genommen, offizielle Dokumente des amerikanischen Verteidigungsministeriums eingesehen, Historiker, Aktivisten und Journalisten interviewt. Die Informationen habe ich mit den Medienberichten dieser Zeit abgeglichen. Sollte der Text dennoch Fehler enthalten, so bin ich allein dafür verantwortlich.

Ich bin mir natürlich bewusst, dass im Wesentlichen bekannt ist, wann und wo der Vormarsch des IS im Nahen Osten zum Stehen gebracht und die Dschihadisten schließlich zurückgeschlagen wurden. Doch was genau vor Ort geschah, ist bislang kaum erzählt worden. Das liegt hauptsächlich daran, dass von den Beteiligten viele nicht überlebt haben. Und so sind es vor allem meine gefallenen Kameraden und Kameradinnen, von denen ich mich auf diesen Seiten leiten ließ.

Leeds, Februar 2019

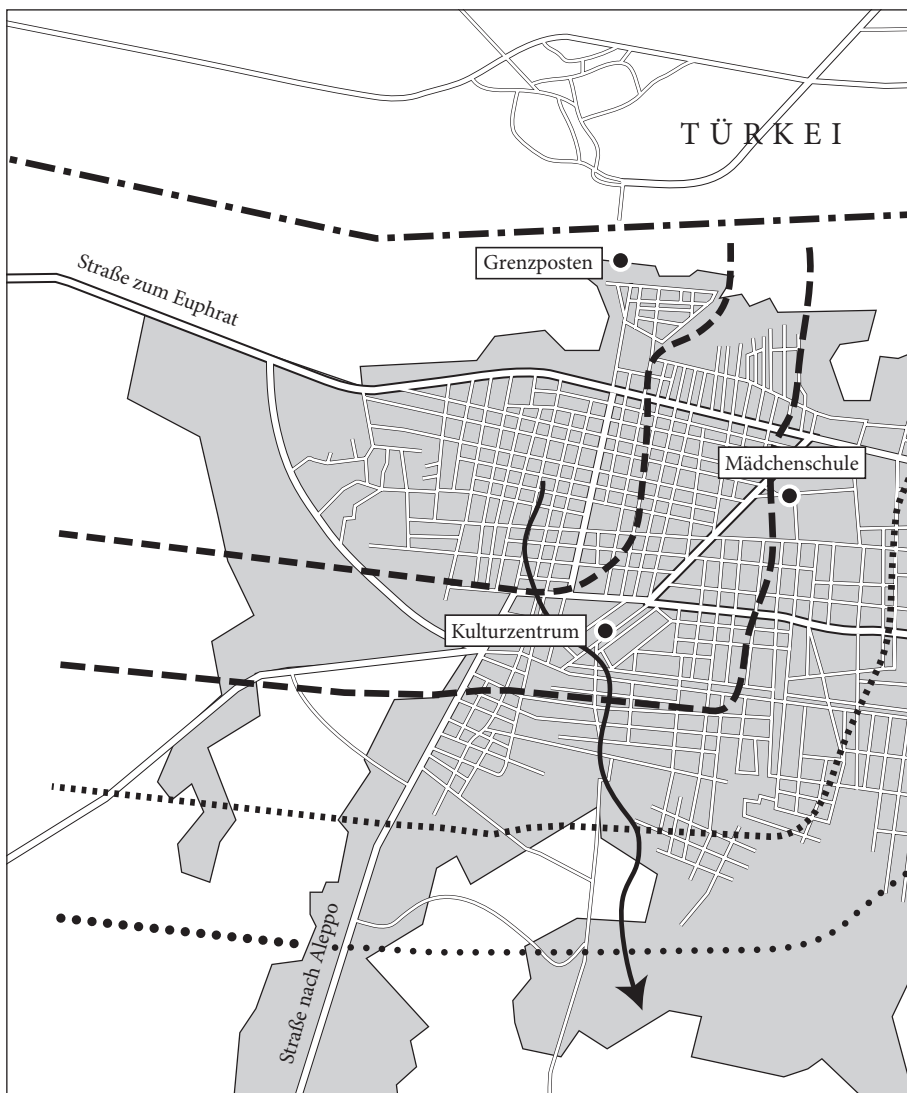
Karten

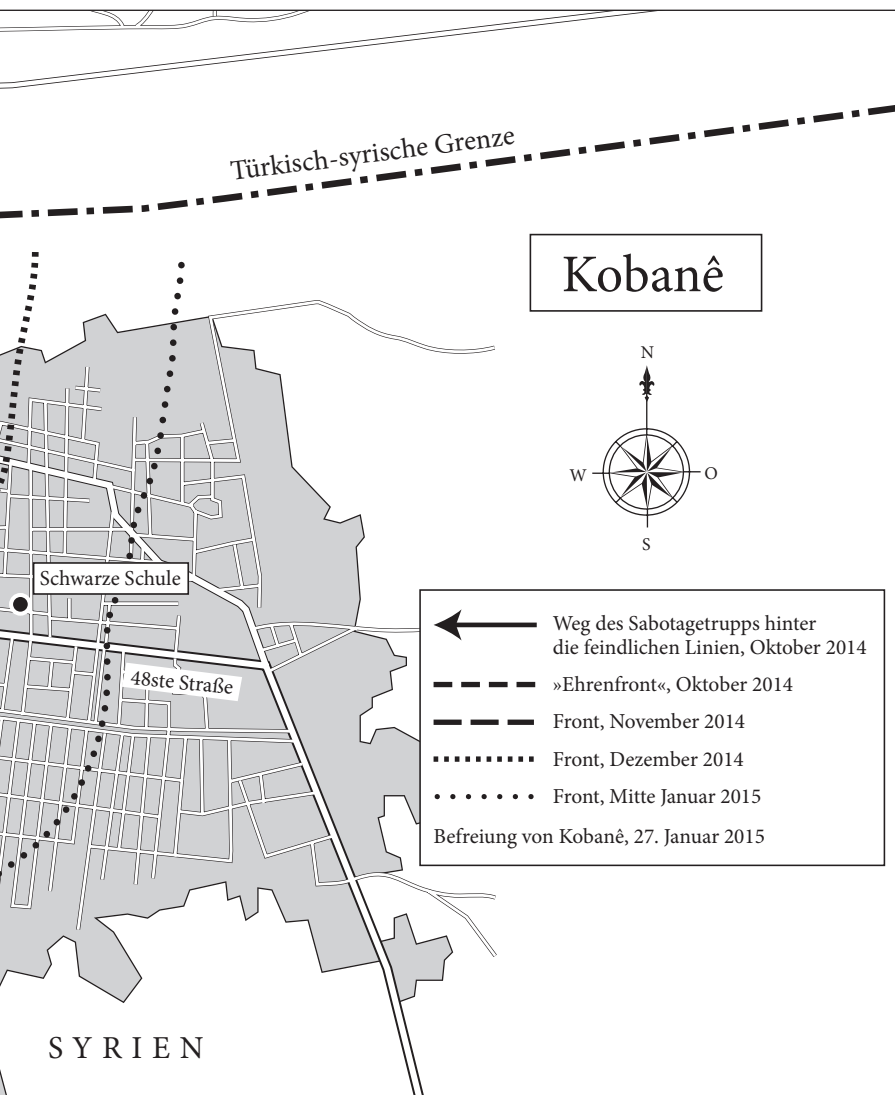












Vor Sarrin im Süden Rojawas

April 2015

Ich habe schon viele Namen getragen – Sora als Junge in Kurdistan, Darren in meinem britischen Pass –, aber als Sniper nannte ich mich Azad, was auf Kurdisch »frei« oder »Freiheit« bedeutet. Während des Krieges war mir dieser Name Mahnung an ein kurdisches Sprichwort: »Der Baum der Freiheit wird mit Blut getränkt.« Es sind echte Opfer nötig, will das besagen, die Freiheit ist nie einfach zu bekommen, sondern nur in einem langen und schmerzlichen Kampf. Vielleicht werden wir eines Tages, wenn genügend unserer Frauen und Männer im Krieg waren und gefallen sind, in einer Welt des Friedens, der Gleichheit und der Würde leben können, in der wir Wasser von der Bergquelle trinken und Maulbeeren von den Bäumen pflücken. Aber Kobanê war diese Welt noch nicht. In Kobanê verloren wir Tausende, und wir töteten Tausende – so tränkten wir die Erde unserer Heimat Tropfen um Tropfen, nährten die Freiheit und zogen sie groß.

Ich kämpfte bereits sechzehn Monate auf kurdischem Gebiet im Norden Syriens, als ich im April 2015 die Aufforderung erhielt, mich von meiner Stellung nahe der türkischen Grenze an die Front im Südwesten zu begeben, um dort einen Angriff zu unterstützen. Kobanê hatten wir bereits im Januar zurückerobert. Seither hatten wir die Dschihadisten so weit in alle Richtungen

zurückgedrängt, dass unser Gebiet nicht mehr bloß ein paar Straßenzüge umfasste, sondern man fünf Stunden brauchte, um es mit dem Auto zu durchqueren. Als wir Richtung Norden über die türkische Grenze losfuhren, konnte ich den schneebedeckten Berggipfel ausmachen, auf dem Noah einst mit der Arche angelandet sein soll. Darunter erstreckten sich die weiten, grasbewachsenen Täler und Tannenwälder Mesopotamiens, des Landes zwischen Euphrat und Tigris, wo schon seit fünfzehntausend Jahren Menschen lebten. Als wir uns Richtung Süden wandten, gingen die Hügel in Felder über, unterbrochen von kahlen Erhebungen, die anstiegen und fielen wie die Wellen auf einem großen See. Die Sonne neigte sich dem Horizont zu, und ich beobachtete, wie das Licht des späten Nachmittags auf den letzten Aprikosenblüten und den roten und gelben Mohnblumen am Straßenrand tanzte.

Bald war es dunkel. Der alte Pick-up des Bauern, der mich fuhr, war völlig heruntergekommen – keine Federung, kein Licht, so gut wie kein Profil mehr auf den Reifen –, und das auf einer ziemlich heimtückischen, von tiefen Spurrillen durchzogenen Piste. Ich glaube kaum, dass wir irgendwann mehr als dreißig Kilometer in der Stunde vorankamen. Einmal trafen wir auf eine Gruppe von Kämpferinnen, die um ein Feuer saßen. Wir hielten an und tranken ein Glas schwarzen Tee. Schließlich erreichten wir um 23 Uhr, als meine Glieder vor lauter blauer Flecken schon taub waren, eine kleine, aus fünfzig Lehmhäusern bestehende Siedlung. Manche Häuser zeigten die üblichen Spuren eines Überfalls: Einschüsse, Granatlöcher und die schwarzen Graffiti der Dschihadisten. Dort sollte ich weitere Instruktionen von Generalin Medya, der zuständigen Kommandeurin, erhalten.

Medya war Mitte dreißig und hatte bereits mehr als ein Jahrzehnt Kampferfahrung. Sie band ihr langes schwarzes Haar beim Kampf zu einem Pferdeschwanz zusammen und trug ein grünes Kopftuch, das sie tief über das eine blaue Auge zog, mit dem sie

noch sehen konnte. Außenstehende wundern sich immer, dass im kurdischen Widerstand Männer und Frauen in allem, auch im Kampf, gleichberechtigt sind. Um in unsere Volksverteidigungseinheiten einzutreten und ein Gewehr zu bekommen, muss man lediglich achtzehn Jahre alt sein. Ansonsten zählt nur, dass man einen klaren Kopf hat und sich nützlich machen kann, woher man kommt, ist ebenso unerheblich wie, welchem Geschlecht man angehört. Männer und Frauen kämpfen Seite an Seite, jedoch in getrennten Einheiten: die Frauen in den YPJ, *Yekîneyên Parastina Jin*, die Männer in den YPG, *Yekîneyên Parastina Gel*. Die Frauen kämpfen, töten und sterben genau wie die Männer, sie sind nicht weniger zäh. Der IS kann ein Lied davon singen. Wir sprachen oft davon, wie verblüfft sie sein mussten, in ihrem letzten Moment eine Frau über sich stehen zu sehen. Dass sie diese Erde unserer wegen voller Zweifel verließen, machte uns doppelt sicher, dass wir die ideale Armee waren, sie zu schlagen.

Medya leitete das Gespräch mit der Bemerkung ein, dass unsere Befreiung kurz bevorstehe. Wenn wir den letzten Meter unserer Heimat zurückerobert hätten, sei unser Volk gerettet. Das sei dann der Tag des Sieges von Zivilisation und Fortschritt über die Dschihadisten, die auf barbarische Weise das Rad der Geschichte zurückzudrehen versuchten. Wir würden erreichen, was den großen Nationen Europas und Amerikas nicht gelinge, auch wenn sie das nie zugeben würden. Wir würden sogar unsere Unterdrücker in der Türkei, Syrien, dem Irak und Iran befreien. Und mit unserem Sieg würden wir endlich die verdiente Aufmerksamkeit und Unterstützung für unsere Sache gewinnen, das autonome Kurdistan.

Damit dieser große Tag kommen könne, sagte Medya, müssten die letzten Vorstöße gelingen. Unser nächstes unmittelbares Ziel sei eine befestigte IS-Stellung auf einem Hügel vor der nordsyrischen Stadt Sarrin. Das Beste wäre, sie bei Nacht einzunehmen, und dazu brauche man einen Sniper mit einem Wärmebild-Ziel-

fernrohr. »Der Hügel, den du einnehmen musst, befindet sich in etwa zwei Kilometer Entfernung in dieser Richtung«, sagte Medya und wies nach Süden. »Dazu musst du erst auf den anderen Hügel nebenan steigen, von dort aus kannst du sie dann unter Feuer nehmen. Möglich, dass fünfzig Kämpfer in der Stellung sind. Wir glauben aber, dass es nur eine Handvoll ist. Ankommen, Lage einschätzen, angreifen.«

Medya brachte mich zu der kleinen Einheit, die ich führen sollte. An die Wand gelehnt, seine Kalaschnikow im Arm, stand Xabat, wohl kaum älter als zwanzig, der klar und mit großer Begeisterung sprach. Er hatte erst vor wenigen Stunden die Hügel ausgekundschaftet, die wir an diesem Tag angreifen sollten. Ein zweiter Mann, ebenfalls mit einer Kalaschnikow, dunkelhäutig und schlank, sagte kein Wort. Die kleine, kräftige Frau mit dem runden Gesicht und einer Panzerfaust im Arm hieß Havin. Zu ihr gehörte ein neunzehnjähriger Ladeschütze, der ihre Raketen und ein Funkgerät trug. Zuletzt war da noch ein etwas älterer Kämpfer namens Shiro, vielleicht 28 oder 29, dünn und groß; er war unrasiert und trug langes, sich bereits lichtendes Haar. Seine Bewaffnung bestand aus einem BKC-Maschinengewehr, Kaliber 7,62 mm.

Das Team machte einen guten Eindruck auf mich. Alle schauten mir mit klarem, festem Blick in die Augen, als ich auf sie zuing. Wir stellten uns einander mit Handschlag vor. Ich überprüfte meine Ausrüstung – eine Ersatzbatterie für das Zielfernrohr, zwei Handgranaten in der Weste, fünf Magazine für mein M-16 mit jeweils dreißig Patronen –, und los ging's.

Für einen Angriff bei Tage wählt man als Sniper einen erhöhten Standpunkt, beispielsweise ein Gebäude oder einen Hügel, und gibt von dort aus den vorrückenden Soldaten Deckung. Bei Dunkelheit jedoch muss der Scharfschütze mit seinem Nachtsichtgerät den Angriff dirigieren, weil nur er das Ziel sehen kann. In dieser Nacht war der Mond nur als dünne Sichel zu erkennen. Außer mir waren alle anderen praktisch blind.

Wir näherten uns dem ersten Hügel in bewährter Taktik. Ich ging zweihundert oder dreihundert Meter voran, überprüfte, ob die Luft rein war, nahm Deckung und gab über Funk »Jetzt!« durch, das Signal für die anderen, zu mir aufzuschließen. Dieses Manöver wiederholten wir sieben oder acht Mal. Wir waren noch rund fünfhundert Meter vom ersten Hügel entfernt, als wir unter Feuer gerieten. Ich hörte den scharfen, dumpfen Knall von Schüssen aus großer Entfernung, dann ein *Fsss! Fsss!* wie von Bienen. Das waren die Kugeln, die über unsere Köpfe hinwegflogen. Das gegnerische Feuer zwang uns zwar dazu, auf dem Boden voranzukriechen, gab uns aber wertvolle Hinweise. Wir hatten sehr darauf geachtet, leise zu sein, die Dschihadisten mussten also über Nachtsichtgeräte verfügen, andernfalls hätten sie uns nicht bemerken können. Und dass die Kugeln über unsere Köpfe hinwegpiffen, sagte uns, dass es bloß Ferngläser waren, keine nachtsichtfähigen Zielfernrohre auf ihren Gewehren. Außerdem verriet die Stärke des Feuers, dass es wahrscheinlich nur eine Handvoll Leute waren, höchstens zehn. Mit denen konnten wir fertigwerden.

Um 1 Uhr 30 erreichten wir, immer noch unter Beschuss, den Gipfel des ersten Hügels. Ich machte einen Steinhaufen auf dem Gipfel aus, den Bauern dort aus aufgeklauten Feldsteinen errichtet hatten. Fünfzig oder sechzig Meter vor dem Steinhaufen blieb ich stehen und winkte Xabat herbei. »Wahrscheinlich eine Sprengfalle«, sagte er, als er herangekrochen war. In diesem Moment hörte man wieder Geknatter von der IS-Stellung und über unseren Köpfen erneut das *Fsss!* Wir waren deutlich näher dran.

Ich ließ das Team hinter einem Felsen zurück, erhob mich gut sichtbar für die IS-Kämpfer und ging rasch auf den Steinhaufen zu. Als ich ihn erreicht hatte, hielt ich einen Augenblick an, um sicherzustellen, dass sie mich auch wirklich sahen. Dann ließ ich mich fallen, als würde ich Deckung suchen, und kroch den Weg, den ich gekommen war, zurück. Wieder hinter dem Felsen, wartete ich. Wenn die Dschihadisten den Steinhaufen mit einer Sprengfalle versehen hatten, würden sie sicher abwarten, bis wir alle sechs uns dort versammelt hatten, und ihn dann in die Luft jagen. Sie ließen sich geschlagene sieben Minuten Zeit.

Eine Explosion in nicht allzu weiter Entfernung fühlt sich im ersten Moment so an, als würde einem die Haut aus den Gehörgängen geschält. Gleich darauf erreicht die Druckwelle das Gehirn, und man verliert für einen Moment das Bewusstsein. Man darf nicht vergessen, den Mund aufzumachen, damit der Druck entweichen kann. Ist die Explosion sehr nahe, spürt man in dem Augenblick, in dem man wieder zu Bewusstsein kommt, wie man durch die Luft geschleudert wird. Nase, Augen und Mund füllen sich mit Erde. Ist man ein wenig weiter weg, hat man das Gefühl, die Erde bebt. Dann prasselt ein Hagel von Steinchen auf einen herab. Man kann nichts weiter tun, als die Augen zu schließen und auf sein Glück zu vertrauen. Falls man stirbt, geht es sehr schnell, weil einen entweder die Explosion zerreißt, man von einem Trümmerstück erschlagen oder gegen eine Wand oder einen Felsen geschleudert wird. Kommt man wieder zu Bewusstsein und findet sich auf dem Boden wieder, hat man überlebt – sofern nicht doch noch etwas Schweres auf einen herabstürzt. Ich weiß noch, wie die Felsbrocken an unseren Köpfen vorbeizischten und Steinchen auf uns herabregneten. Wir pressten Augen und Mund auf die Arme.

Als sich der Staub zu verziehen begann, quäkte mein Funkgerät. »Alles in Ordnung? Seid ihr okay?«

Das war Generalin Medya.

»Alles klar«, antwortete ich. »Fernzünder. Sie haben uns nicht erwischt.«

Durch den Staub konnte ich Xabat grinsen sehen. »Hab ich's nicht gesagt? Eine Sprengfalle!«

»Jetzt«, sagte ich ins Funkgerät. Das Team sammelte sich hinter mir, und gemeinsam robbten wir vor bis zu den Resten des Steinhaufens.

An der neuen Position angelangt, ließ ich alle ein paar Steine zusammensuchen und dahinter Deckung nehmen. Ich selbst nahm drei Steine, platzierte sie unter meinem Gewehr und zog mir meinen Schal dicht über den Kopf, damit der Lichtschein des Nachtsichtgeräts nicht zu sehen war. Als ich mit meiner Tarnung zufrieden war, schaltete ich es ein.

Ich sah sie auf den ersten Blick. Durch das Thermo-Nachtsichtgerät konnte ich eine aus Felsbrocken errichtete Stellung in abschüssiger Lage nahe dem Gipfel des uns gegenüberliegenden Hügels ausmachen. Die Entfernung betrug etwa 550 Meter.

Ich suchte das Umfeld ab und entdeckte eine dürre Gestalt, die ein paar Meter unterhalb der Stellung stand. Ihr Wärmebild strahlte wie eine Mondsichel in der Dunkelheit. In einigen Metern Abstand standen drei Männer – ein großer, ein mittelgroßer und ein untersetzter, der eine Art Kaftan trug. Der Dünne sagte etwas, die drei anderen hörten zu. Alle vier waren außer Deckung.

Der Dünne ist der Kommandeur, dachte ich. Er gibt Anweisungen. Er hat das Sagen.

Für einen Sniper sind 550 Meter eine kurze Distanz. Ich brauchte keinen Windausgleich vorzunehmen. Das Projektil, das eine Geschwindigkeit von 762 Metern pro Sekunde hatte, würde den Dürren eine Dreiviertelsekunde nachdem es meinen Lauf verlassen hatte, treffen. Der Abzug eines M-16 reagiert ebenfalls sehr schnell. Eine leichte Fingerkrümmung, und der Schuss geht los. Ich zielte auf den Kopf des Dürren.

Der Kolben schlug gegen meine Schulter. Durch das Fernrohr sah ich, wie der Kopf des Dürren eine ruckartige Bewegung von mir weg machte. Er sank in die Knie und sackte dann schlaff wie ein Ballon, aus dem die Luft entwichen ist, gegen einen Felsen. Der Kopf fiel ihm auf die Brust.

Nun widmete ich mich den drei anderen. Der Große versuchte, rechts, hinter ein paar Felsen Deckung zu finden. Der Mittelhgroße und der im Kaftan rannten den Hügel hinauf zur Stellung. Der Mittelhgroße blieb kurz stehen. Ich zielte auf seine Brust und krümmte den Finger. Ein weiterer Schuss. Der war erledigt.

Der im Kaftan rannte immer noch den Hügel hinauf. Ich folgte seiner Bewegung mit dem Zielfernrohr. Als er stehen blieb, um ein großes Maschinengewehr aufzuheben, zielte ich auf seinen Körper. *Peng. Peng.* Das Echo meiner Schüsse hallte zwischen den Felsen, und er sank zu Boden.

Ich hielt nach dem Großen Ausschau. Er sprang auf der rechten Seite von Felsen zu Felsen. Er erwiderte das Feuer, ballerte aber nur ungezielt in die Gegend. Hinter den Felsen konnte ich seinen Kopf, seine Brust und ein Bein sehen. Ich entschied mich für das Bein. *Peng.* Der Große fiel hin und robbte in Deckung.

Da entdeckte ich in der Stellung einen fünften Mann, einen kleinen Dicken. Er spähte immer mal wieder über die Mauer, zeigte für eine Sekunde seinen runden Schädel, verschwand wieder. Ich feuerte zwei Schüsse auf ihn ab, doch er tauchte rechtzeitig ab. Er zeigte sich kurz, feuerte, verschwand, erschien an einer anderen Stelle und schoss wieder.

Ich wandte mich erneut dem Großen zu. Er kroch am Boden entlang. Möglicherweise versuchte er, uns von der Flanke anzugreifen. Ich sagte Havin, sie solle mit ihrer Panzerfaust ein Stück vorrücken, um ein klares Schussfeld zu haben, falls er versuchen sollte, zu uns heraufzukommen. Ich wartete einige Minuten, bis sein Kopf zwischen zwei Felsen auftauchte, dann gab ich einen Schuss ab. Der Kopf wurde nach hinten geschleudert und riss sei-

nen Körper in einem Salto mit, der ihn auf dem Rücken landen ließ. Auch der Große war erledigt.

Links hatte sich der Kaftanträger wieder in Bewegung gesetzt und versuchte, sich hinter einem Felsen zu verstecken. Ich schaltete das M-16 auf Schnellfeuer, um ihm Angst einzujagen und so aus der Deckung zu locken. Ich gab erst einen, dann noch einen Feuerstoß ab, schließlich einen dritten. Als ich das vierte Mal schießen wollte, hatte ich Ladehemmung.

Ich löste das Magazin, nahm meinen Reinigungsstab aus dem Rucksack, stocherte damit im Lauf herum, stieß die Kugel hinaus, klippte das Magazin wieder ein und brachte das Gewehr in Feuerposition. Wieder Ladehemmung.

Nun schaltete ich das Fernrohr aus, erhob mich auf die Knie, nahm das Kopftuch ab und wischte mit der Hand über den Boden, um vor mir eine glatte Fläche zu schaffen. Dann schloss ich die Augen und atmete tief durch. Mit geschlossenen Augen, so wie wir es gelernt hatten, nahm ich das Gewehr, löste das Magazin, den Schaft, den Abzug und das Griffstück vom Lauf, dann trennte ich den Ladegriff und Verschlussrahmen. Ich legte alles in dieser Reihenfolge auf das Kopftuch. Anschließend nahm ich es in umgekehrter Reihenfolge wieder auf – Verschlussrahmen, Ladegriff, Schaft, Abzug und Lauf – und setzte das Gewehr wieder zusammen. Als ich damit fertig war, hatte mich der Dicke offensichtlich erspäht. Er begann zu feuern, Kugeln prasselten gegen die Felsen um mich herum, und ich spürte Steinsplitter wie heiße Nadeln in meinem linken Bein.

Das Zerlegen und der Zusammenbau hatten zwei Minuten gedauert. Ich öffnete die Augen und zog den Spannhebel zurück. Mit dem Gewehr war alles in Ordnung. Als ich das Magazin wieder einführte, hörte ich durch das Geballer des Langen hindurch das schwache *Zing!* einer losen Feder. Das war also das Problem. Wenn die Feder des Magazins lose war, konnte sie natürlich keine Patrone in das Lager befördern. Ich löste das defekte Magazin,

legte es zur Seite, führte ein neues ein und zog den Spannhebel zurück. *Tschak!* Das befriedigende Geräusch einer Patrone, die sauber ins Lager befördert wird.

Die kurze Unterbrechung hatte dem Dicken und dem Typen im Kaftan eine Atempause verschafft. Sie feuerten nun regelmäßig. Eine Granate fauchte über unsere Köpfe hinweg und explodierte direkt hinter uns. Ein Schauer von Erde und Steinchen regnete auf uns herab. Xabat erhob sich und erwiderte das Feuer. Shiro feuerte aus seiner BKC. Ich hüllte mich wieder in mein Kopftuch und schaltete das Fernrohr an.

Der Kaftanträger hatte sich zwanzig oder dreißig Meter den Hügel hinab bewegt. Ich schoss, sobald ich ihn sah. Er ging zu Boden und griff sich an den Kopf. »Allahu Akbar! Allahu Akbar!«, rief er. Das war ihr Kampfruf. Aber seine Stimme klang schwach, vermutlich hatte er schon viel Blut verloren. »Ju-ju-ju-ju-ju-ju!«, erwiderte Havin ululierend und schlug sich dabei mit der Hand auf den Mund. »Ju-ju-ju-ju-ju! *Biji Reper Apo!* Lang lebe Apo!«, ließ sie Abdullah Öcalan hochleben, den wir Apo nennen.

Links sah ich, wie sich der Dürre ein wenig bewegte. Er lag auf dem Rücken. Ein Bein blieb flach auf der Erde, doch das andere bewegte sich auf und ab. Ich feuerte auf das unbewegliche Bein. Das andere bewegte sich noch eine Weile, dann sank es plötzlich zu Boden. Auch um den Dürren war es geschehen.

Das Feuergefecht dauerte nun schon fünfzig Minuten. Vier Feinde waren ausgeschaltet. Nur der Dicke war noch übrig. Ich sagte Havin, sie solle auf die Mauern schießen, hinter denen er sich verschanzte. Die erste Granate traf eine Ecke. Die zweite ging über die Mauer hinweg. Die dritte schlug knapp davor ein. Ich wies Shiro an, fünfzig Meter den Hügel hinab vorzurücken und

von dort das Feuer zu eröffnen. Wenn der Dicke dann aus der Deckung kam, um es zu erwidern, hatte ich ihn.

Shiro tat wie geheißen, der Dicke erhob sich, und ich schoss – aber wieder war er zu schnell. Bevor er meinen Schuss abbekam, war er bereits in Deckung gegangen. Er verteidigte sich gut. In gewisser Weise empfand ich Respekt für ihn. Seine Kameraden waren alle tot, aber er gab nicht auf.

Xabat schlug vor, zusammen mit Shiro die Stellung zu umgehen und sie von hinten mit Handgranaten anzugreifen. Es dauerte zwanzig Minuten, bis sie den Fuß des Hügels erreichten. Ich schoss ununterbrochen, damit der Dicke den Kopf unten behielt und sie nicht bemerkte. Er ahnte wohl etwas. Als Xabat und Shiro hundert Meter von ihm entfernt waren, löste er eine weitere Sprengfalle aus. Von meiner Position aus wirkte es, als wäre sie direkt unter ihnen hochgegangen. Aber nachdem sich der Rauch verzogen hatte, sah ich, dass sie unbehellig den Hügel hinaufkrochen.

»Wie geht's voran?«, wollte Medya über Funk wissen.

»Fast geschafft«, antwortete ich.

Der Dicke hörte offenbar, dass jemand von hinten kam. Er bekam Panik, sprang mehrmals aus seiner Deckung heraus, versuchte, die Angreifer auszumachen, und rannte ebenso rasch wieder zurück. Ich behielt ihn im Auge und setzte ihn mit kurzen Feuerstößen unter Druck, um ihn daran zu hindern, auf sie zu schießen. Als Xabat und Shiro weniger als dreißig Meter hinter der Stellung waren, riefen sie zu mir hinüber.

»Mehr Feuer, bitte!«

Ich schickte kurz hintereinander mehrere Salven in seine Richtung, Xabat und Shiro rannten auf die Stellung zu und warfen zwei Handgranaten hinein. Zwei Explosionen. Wir warteten eine Minute. Stille.

Ich nahm mein Gewehr auf, lief den Hügel hinunter und auf der anderen Seite zur IS-Stellung hinauf. Der Dünne, den ich für den Kommandeur gehalten hatte, stellte sich als der Jüngste heraus. Ich hatte ihn in den Kopf und die Beine getroffen. Der Große, der Mittlere und der im Kaftan waren alle Ende dreißig. Den Großen hatte ich drei Mal in die Brust und einmal in den Kopf getroffen. Der Mittlere hatte Schusswunden in der Schulter, im Nierenbereich, im Bauch und im Knie. Das Langhemd hatte ich in den Kopf und Hals getroffen. Was die zwei Handgranaten von dem Dicken übrig gelassen hatten, ließ darauf schließen, dass er der Älteste gewesen war, vielleicht fünfzig, wahrscheinlich hatte er das Kommando gehabt. Er hatte den würdigen Tod eines Anführers gefunden, er war mit seinen Männern gefallen.

Medya entließ mich aus meinem Kommando, und ich ging allein über die Hügel und zwischen den Felsen und Dornbüschen in den Tälern zurück zu dem Dorf, wo mein Auto wartete. Ich packte meine Ausrüstung hinein, und wir fuhren die fünf Stunden an die östliche Front zurück. Als der Himmel hell wurde, konnte ich durch den Morgennebel in der Ferne Sarrin ausmachen. In der Stille der Dämmerung und mit der nachlassenden Anspannung des Kampfes hatte der Weg durch diese südlichen Ebenen, die sich sanft bis zum Euphrat erstreckten, etwas Friedliches. Die Häuser waren bescheiden und zweckmäßig: schlichtes Mauerwerk, ein Dach, Fenster und daneben kleine Geflügelställe aus Draht. Der Wagen wirbelte bei der Abfahrt in die Täler blasen Staub auf, weich wie Mehl. Ich sehe noch die Flecken rosafarbener und blauer Gänseblümchen zu beiden Seiten der Straße vor mir.

In unserer Bewegung vertrauen wir darauf, dass alle die richtige Entscheidung treffen. Ich wusste, dass es meine Pflicht war, weiterzukämpfen. Und ich wusste, dass meine Erfahrung gebraucht wurde. Im Verlauf des vergangenen Jahres war mir das Kämpfen sehr leicht geworden. Für mich hatte sich alles auf zwei

Fragen reduziert: Wie werden wir sie angreifen? Und: Wie werden sie uns angreifen? Ich presste meine gesamte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Beantwortung dieser beiden Fragen. Nacht für Nacht, Tag für Tag, Monat für Monat lag ich hinter meinem Gewehr. In sengender Sommerhitze, bibbernd im Herbst, im endlosen Winter und im feuchten, lähmenden Frühling hatte ich den Feind im Visier gehabt. Ich hatte mir die Augen ausgebrannt vom endlosen Ausspähen. Ich hatte andere Scharfschützen, Angriffe mit dem Sturmgewehr, Selbstmordattentäter, Panzer, Mörser, Granaten, Sprengfallen, Stolperfallen, fehlgeleitete Luftangriffe, Artilleriefeuer, schweres Maschinengewehrfeuer und ferngezündete Sprengfallen überlebt. Mit einer Verpflegung aus irgendwo aufgetriebenem Käse, Marmelade und ab und zu etwas Joghurt und Keksen war ich auf das Gewicht eines Dreizehnjährigen abgemagert. Ohne Schlaf hatte ich zwischen Adrenalinschüben und Erschöpfung in Abgründe geblickt. So viele meiner Freunde waren inzwischen tot, dass ich eine neue Verpflichtung hatte: überleben, um ihr Andenken zu bewahren. Beobachten, abwarten, schießen – ich packte mein ganzes Leben in diese eingeschränkte Daseinsform. Wenn Sie mich damals erlebt hätten, wie ich meinen Abzugsfinger wie ein Baby durch all die Gefahren des Krieges trug, würden Sie begreifen, dass ein Mensch fast alles überleben kann, wenn er ein Ziel hat.

Doch seit einiger Zeit dachte ich darüber nach, dass mir nichts geblieben war. Ich hatte das Gefühl, in diesen Monaten dreißig oder vierzig Jahre meines Lebens verbraucht zu haben. Ich verlor das Gespür dafür, wie die Tage verrinnen. Eine falsche Entscheidung, ein Schritt zu weit, und die einsame Kerze, die in meiner Seele brannte, würde verlöschen und die Dunkelheit mich verschlingen. Beim Aufstieg zur Dschihadisten-Stellung vor Sarrin hatte ich das Gefühl gehabt, im Stehen einzuschlafen. Der schwere Boden klebte an mir, zog mich hinab in die ewige Umarmung der Erde. Zwei Mal hatten meine Leute nach mir gerufen, weil ich

vom Weg abgekommen war. Einmal hatte Xabat, beunruhigt von dieser Gestalt, die da zwischen dem Geröll herumstolperte, sein Gewehr auf mich gerichtet.

Ich war schon ein paar Tage wieder in meiner alten Position an der östlichen Front, als Generalin Tolin vorbeischaute. »Gut, dass du wieder hier bist«, sagte sie. »Wir brauchen dich hier. Wie geht es dir?«

»Ich schaff das schon«, sagte ich.

Tolin nickte und kniff den Mund zusammen. Sie schaute eine Weile schweigend in die Ferne. Dann sagte sie: »Ich schaff das schon« ist zu wenig, Azad.«

Ich versuchte, sie zu beruhigen. »Ich kann es hier aushalten«, sagte ich. »Hier ist es okay für mich.«

Tolin schaute mir in die Augen. Sie hatte einen Entschluss gefasst.

»Du gehst nach Kobanê zurück«, sagte sie. »Wir sehen uns dort.«

Und damit war der Krieg für mich vorbei.